

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Juni/Juli 2022



Jens Splettstöhser und Moritz Kottenhagen

Foto: Zeitzeugenbörse

Alles neu macht der April! Von Jens Splettstöhser, 1. Vorsitzender

Während von Entspannung in der globalen Welt eher keine Rede sein kann, zeichnet sich in Sachen „Corona“ zumindest vorübergehend eine deutliche Beruhigung ab. Lange haben wir auf den Zeitpunkt gewartet, an dem in unsere Vereinsarbeit wieder so etwas wie „Normalität“ einkehrt. Nun scheint ein guter Anfang gemacht und eine Gelegenheit gefunden, wieder miteinander in greifbarer Nähe in Kontakt und ins Gespräch zu kommen – fast wie „in alten Zeiten!“

Da sich die Wiederaufnahme der Vortragsreihe im Amerikahaus weiterhin verzögert, hat sich inzwischen ein alternativer Veranstaltungsort gefunden, der vom Raumangebot, von der Örtlichkeit und vom Flair her gegenüber der gewohnt nüchternen Atmosphäre in der Landeszentrale für politische Bildung Exklusivität und Luxus ausstrahlt!

Unser neu gewählter Schatzmeister und langjähriger Zeitzeuge Horst Kottenhagen machte uns unlängst das Angebot, das Dachgeschoss der Firma seines Sohnes, „Wein und Vinos GmbH“ in der Hardenbergstraße 9a zu nutzen.

Und so fand dort am 26. April mit 29 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, darunter auch eine Reihe von Firmenangehörigen von „Vinos & Wein“, die erste „Halbkreis“-Veranstaltung statt.

Inhalt	
Splettstöhser: Alles neu...	1
Berger: Helmut Meyer	2
Schneider: Leben zwischen Ost u. West	3
Sommerfeld: Lena Kelm	5
Degner: „Oral History“	8
Deglmann/Hasse: Freibad Pankow	9
Gratulationen	11
Ankündigungen	12
Impressum	12

Zuschauerinnen und Zuschauer gelangten mit dem Aufzug bequem in das ausgebaute Dachgeschoss, wurden vom Firmenchef Moritz Kottenhagen herzlich begrüßt, genossen die einmalige Aussicht sowie zwei interessante Vorträge und kamen anschließend bei einem durch „Vinos & Wein“ gesponsertem Glas spanischem Wein miteinander ins Gespräch.



Gäste des sog. HALBKREISES am 16.5.22 bei "Wein und Vinos" Foto: Zeitzeugenbörse

Allen Anwesenden war die Freude über das Wiedersehen und die einmalige Atmosphäre am neuen Ort anzumerken.

Fachkundig durch unser bewährtes Kamerteam Schatkowski/Niemann für die Nachwelt aufgezeichnet und wie immer professionell vorbereitet und moderiert durch Vorstandskollegin Eva Geffers verging dabei die Zeit wie im Fluge.

Wir danken an dieser Stelle außer den Referenten und oben genannte Protagonisten natürlich ganz besonders dem Geschäftsführer Moritz Kottenhagen, der dieses Event ermöglicht hat und würden uns freuen, wenn wir auch in Zukunft auf diesen besonderen Ort zurückgreifen können!

An diesem 26. April stellten sich zwei neue Zeitzeugen vor; Ursula Körber und Helmut Meyer:

Helmut Meyer - Werbeleiter in der DDR Von Gabriel Berger

Dem im „Halbkreis“ vom 26.04.2022 aus seinem Berufsleben in der DDR vortragenden Helmut Meyer konnte man das Alter von 87 Jahren kaum anmerken. Die Erzählung sprudelte wohl geordnet und artikuliert aus seinem Mund. Seine detaillierten

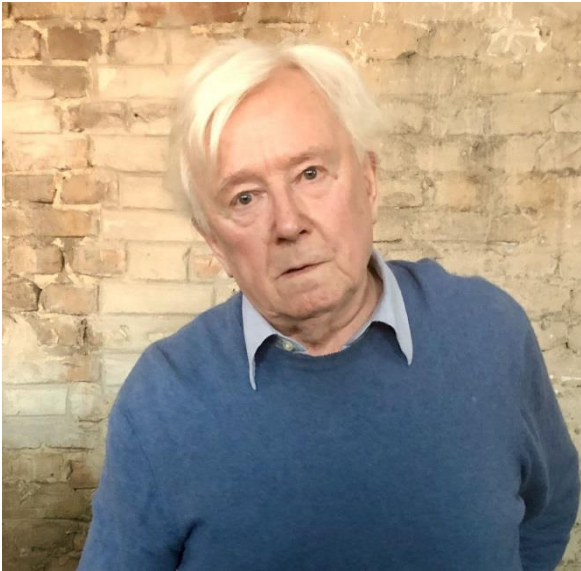
Erinnerungen waren reich an Anekdoten. Sie beschrieben unzählige Situationen und Namen im Verlauf eines halben Jahrhunderts mit einer Präzision, die sicher auch junge Leute neidisch machen könnte.

Nur kurz streifte Helmut Meyer seine Kindheit. Er gehört zu der bescheidenen Schar von Deutschen älterer Generation, die mit Stolz auf die Haltung ihrer Eltern während der Nazizeit zurückblicken können. Aus einfachen Verhältnissen stammend, waren sie beide in Berlin als Kommunisten aktiv und mussten deshalb nach dem Machtantritt

der Nazis Zuchthausstrafen verbüßen. Seine Mutter wurde 1935 vierzehn Tage vor seiner Geburt aus der Haft entlassen, sein Vater nach Entlassung aus der mehrjährigen Haft zum Kriegsdienst in der Strafddivision 999 verurteilt. Nach Kriegsende zogen die Eltern mit ihrem Sohn nach Ostberlin.

Nach einer Lehre als Schriftsetzer und Grafiker wurde Helmut Meyer mit 25 Jahren Werbeleiter für Büromaschinen, die in den sechziger bis achtziger Jahren, also vor dem Zeitalter der Personal Computer, zu Exportschlägern der DDR gehörten. Deshalb führte ihn seine Tätigkeit als Gestalter und Organisator von Messeauftritten der Büromaschinenbranche in diverse Staaten des sozialistischen und nichtsozialistischen Auslands, darunter auch zur Hannover Messe, nach Jugoslawien und Ägypten. Seit 1966 organisierte er als Mitarbeiter der DDR-Handelsvertretung in Moskau vier Jahre lang Ausstellungen

und Veranstaltungen, die für die DDR-Industrie warben. Sein Spezialgebiet blieben die Büromaschinen. Nach der Rückkehr in die DDR war er zwei Jahre lang verantwortlich für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Fachbereiches Büromaschinen bei Industriemessen. Danach kehrte er für einige Jahre nach Moskau zurück. Die Sowjetunion wurde für ihn sozusagen die zweite Heimat, von der er sehr viel berichten kann, auch über Begegnungen mit sowjetischen Spitzenpolitikern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und über Kuriositäten des Lebens in dem riesigen Land mit diversen Kulturen. Die letzten Jahre der DDR bestritt Helmut Meyer als Dozent für Werbung an der Berliner Fachschule für Werbung und Gestaltung.



Helmut Meyer Foto: Zeitzeugenbörse

1990 war er Mitbegründer des Verbandes der Werbeschaffenden der DDR. Der Verband bemühte sich nach dem Ende der DDR und der deutschen Vereinigung besonders um die Anerkennung der in der DDR erworbenen Abschlüsse und war darin sehr erfolgreich. So ermöglichte er nach der Wende zahlreichen gut qualifizierten Werbefachleuten der DDR die Tätigkeit in ihrem Beruf unter den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen der Bundesrepublik fortzuführen.

Helmut Meyer verfasste in der DDR diverse fachliche Beiträge, unter anderem für die Zeitschrift „Neue Werbung“ und für das 1969 erschienene „Handbuch der Werbung“. Als

Rentner veröffentlichte er in einigen Büchern Erinnerungen aus seinem abwechslungsreichen und erfolgreichen Berufsleben. Der Detailreichtum seiner jüngst erschienenen Erzählungen zeugt vom bewundernswerten, vom Alter ungetrübten Gedächtnis. Er ist stolzer Vater von zwei Töchtern, hat drei Enkel und zwei Urenkel.

Leben zwischen Ost und West Von Karen Schneider

Ursula Körber war als Kind in Ostberlin sozialisiert, integriert und hatte ihren Platz gefunden, als ihr Vater 1953 beschließt, die Flucht in den Westen und in seine alte Heimat Darmstadt zu wagen. Zwei Jahre lang bereitet die Mutter in Pankow die Wiedervereinigung der Familie vor und muss ihre 14-jährige Tochter schließlich dafür aus dem vertrauten Umfeld reißen.

Was der Vater an Freiheit erhofft hat, ist für das Mädchen der Beginn einer schwierigen und aufreibenden Jugend. Schon rein sprachlich ist sie auf den Schulwechsel nicht vorbereitet, und das einzige in ihrem Umkreis erreichbare Gymnasium mit Russischunterricht ist hoffnungslos überlaufen. Allerdings hat die Anbindung an das Bildungssystem für ihre Familie ohnehin geringe Priorität, da davon ausgegangen wird, dass sie als Frau sowieso heiraten wird. Immerhin wird sie nach einiger Suche doch noch zum *Industriekaufmann* ausgebildet, eine – wenn auch nicht freiwillig gewählte – Grundlage. Auch für den Vater hält Darmstadt nicht, was er sich davon versprochen hat. In beengten Wohnverhältnissen greift er zum Alkohol, und so tritt die Tochter nun ihrerseits die Flucht an – in eine Ehe mit 17 Jahren, die mit 21 bereits wieder beendet ist. Nicht wirklich beendet, denn diese erste Beziehung ihres Lebens hinterlässt zwei Kinder. Alleinerziehend und ohne Möglichkeiten familiärer oder gar staatlicher Unterstützung, scheint ihr Leben abgestempelt und phasenweise verzweifelt, bevor es überhaupt richtig begonnen hat.

Nach der Kindheit im Osten und Jugend im Westen bekommt sie im Bekanntenkreis den Anstoß, auf die östliche ‚Insel‘ Westberlin zu folgen, immer auf der Suche nach einer neuen Perspektive. Sie kommt in den Semesterferien in einer Studenten-WG unter und taucht in ein akademisches Umfeld ein, das sie auf der einen Seite fasziniert, ihr aber auf der anderen Seite auch ein weiteres Mal den Spiegel vorhält, dass sie genau zu diesem Kreis nie ganz dazu gehören wird. Das findet schließlich auch der Vermieter, der ihr nach einiger Zeit das Zimmer in der WG nicht weiter zur Verfügung stellen will. Die Zeit, in der alleinerziehende Mütter unterstützt statt stigmatisiert werden, liegt noch in einiger Ferne.

Ursula Körber wird in Berlin Büroarbeit zugeteilt, die sie nur mit größtem Widerwillen ausfüllt. Da kommt es der lebenssuchenden und offenen Frau gelegen, dass sie über eine Mitbewohnerin erheblich Interessanteres findet – die Arbeit in einem Nachtclub. Sich mit Männern und „Geschäftsreisenden“ zu unterhalten und sie zu animieren, an der Bar möglichst viel Geld zu hinterlassen, an dem sie prozentual beteiligt wird, das wird nicht nur ein neuer Broterwerb für sie, sondern eine Schule des Lebens. Sie lernt ihre Lektionen über Doppelzüngigkeit und Scheinwelten, vieles von dem, was an einer Uni nicht auf dem Lehrplan steht. Die von nun an selbst organisierte, und nach den Papierstapeln auch befreiende Arbeit, ermöglicht sogar einen ersten Urlaub mit ihrer Tochter, und sie verbringen sechs gemeinsame Wochen in Spanien.

Die junge Frau bekommt in Westberlin ihr Leben in den Griff und wird gleichzeitig Zeitzeugin einer studentischen Bewegung, die bis heute ohne Vergleich geblieben ist. Sie folgt den 68ern weniger intellektuell als vom Lebensgefühl her, hört die Diskussionen, protestiert mit, springt mit ihren Freunden während eines Konzertes auf die Bühne, um die Freiheit für Fritz Teufel zu fordern und erlebt anschließend die Beklemmung von zwei Stunden Einzelhaft. Die Kommune 1 und der

Geist der außerparlamentarischen Opposition steht als Gegenmodell zur bürgerlichen Kleinfamilie, die sie schon in Darmstadt scheitern gesehen hatte. Sie kommt in einer Welt an, in der niemand verloren scheint, nur weil er vom klassischen Lebenslauf seiner Zeit abweicht – dabei liegt dieses pulsierende Westberlin nur einen Steinwurf vom sozialistischen Osten und ihrer Kindheit entfernt. Die Straßen ihrer neuen Wahlheimat, die sie immer noch mit den Ruinen vom verheerenden Krieg vor sich sieht, bieten jetzt Platz für die berühmten Berliner Eckkneipen und Nacht-Etablissements mit ewigem Rauch der Zigaretten in der Luft. Vor allem entwickelt sich aber eine Vielfalt, die bislang benachteiligten Gesellschaftsgruppen eine Bühne gibt. Strip-tease, Homosexualität, Travestie – die Nischen werden größer, das Leben bunter, und es macht für Ursula Körber endlich möglich, worauf sie lange warten musste. Über die Volkshochschule und zwei Reisen nach London zwecks Erlernens einer Fremdsprache öffnet sich die Tür zum Berlin-Kolleg. Das ist die Eintrittskarte zur Erwachsenenbildung und gleichzeitig der lang ersehnte Triumph über die eigene Vergangenheit. Auch ihr jüngeres Kind kann sie nach acht Jahren beim Vater zu sich holen, die Wogen glätten sich.



Ursula Körber Foto: Zeitzeugenbörse

Gleichzeitig ist es aber auch eine Zeit, in der Vertrauen und Gutgläubigkeit leicht und

schnell bestraft werden können. Peter Urbach, der sympathische Handwerker, der die Studentenbewegung nicht nur mit praktischen Reparaturen unterstützt, sondern sie vor allem zur Radikalisierung aufforderte, entpuppte sich später nicht nur als V-Mann vom Verfassungsschutz, sondern auch als Bezugsperson der Stasi. Ost, West, kalter Krieg und Ideologien verführen zu Verrat und Missbrauch in den zwischenmenschlichen Beziehungen und sind schnell mit persönlichen Erinnerungen, Erfahrungen und Enttäuschungen verwoben.

Der nahe Ostteil der Stadt ist durch die Insel-lage Westberlins automatisch allgegenwärtig und durch eine Bekanntschaft im Transitbereich kommt es auch bei Ursula Körber zu verschiedenen Treffen in der DDR mit einem Ehepaar aus Ostberlin. Dass es auch bei dieser sehr freundschaftlichen Verbindung Kontakte zur Stasi geben könnte, wie sich in diesem Falle später bestätigt, ist immer im Bereich des Möglichen, ein Alltagsfaktor, mit dem man umzugehen lernen muss.

Die Grenze trennt nicht nur Menschen, sondern gibt auch äußerlich einer einstigen Weltstadt zwei völlig unterschiedliche Gesichter. Ursula Körber erinnert 1988 einen Ausflug auf die andere Seite der Mauer in ihrem Tagebuch:

Ausweis, Visum und Einreisekarte vorlegen, Geldumtausch, Zollkontrolle und schon sind wir ans Licht gebracht, neben dem Bahnhof Friedrichstraße stehen wir nun im Schein der Morgensonne. Doch es scheint, als würden ihre Strahlen hier in anderer Weise vergolden als bei uns. Das Grau der Häuser, der Staub der Straße, der Benzingestank der Autos belässt das Getriebe der Großstadt unter einer Dunstglocke, in der es wohl nichts zu vergolden gibt.

Sie beschreibt weiterhin, wie das Ausflugsziel Niederfinow zu einer gefühlten Weltreise ausartet, alles anders kommt als geplant, aber es eben trotzdem immer weiter geht.

Die Maiglöckchen allerdings – die blühen dann doch überall gleich, im Grau sogar noch einen Deut berührender. Genauso wie sie weiterhin von der Verbundenheit zur alten Heimat berührt wird, den Kindheitserinnerungen aus 14 Jahren, vom Wissen und Spüren, dass man auch im vertrauten ‚Grau‘ sehr tief verwurzelt sein kann.

Dass es immer weitergeht, das nimmt man mit, wenn man Ursula Körber zuhört. Dass man oft Geduld braucht, nicht aufgeben darf, immer wieder Brücken auftauchen, die zu neuen Ufern führen oder auch nur zu weiteren Umwegen - aber immer ein Stück vorantreibend. Vor allem aber wird deutlich, dass diese Lebenswege, anders als unsere Köpfe, eben keine Grenzen kennen, keinen Osten und keinen Westen.

Lena Kelm: Berlin, Mein Schicksal Von Christin Sommerfeld (Projektleitung) und Lena Kelm



Lena Kelm

Foto: Privatbesitz

Im Rahmen unseres Projekts „Zeitzeug:innen mit Migrationsgeschichten“ haben wir Lena Kelm getroffen. Frau Kelm ist Russlanddeutsche und vor zwei Jahren zur ZZB gekommen, weil ihr das Erzählen der russlanddeutschen Geschichte als ein Teil der deutschen Geschichte ein Herzensanliegen ist.

Lena Kelm wurde 1949 in Kasachstan geboren. Ihre Eltern waren deutschstämmige Siedler, die ursprünglich, wie schon ihre Großeltern und Urgroßeltern, in Wolhynien in der Ukraine Landwirtschaft betrieben, bis sie

aufgrund ihrer deutschen Herkunft von der sowjetischen Regierung enteignet und deportiert wurden. Was für Lena eine glückliche Kindheit inmitten der kasachischen Steppe gewesen ist, war für ihre Eltern die letzte Etappe einer jahrzehntelangen Verfolgungsgeschichte. Bis zum Schluss konnten sie sich nicht in ihre kasachische Umgebung einfinden. Stattdessen schwärmten sie von der verlorenen wolhynischen Heimat und pflegten ihre deutschen Wurzeln in Form von Essen, Musik und Sprache, die sie an Lena und ihren älteren Bruder weitergaben. Somit wurde ein Hang zur deutschen Kultur Lena Kelm bereits in die Wiege gelegt. Eine konkrete Sehnsucht nach dem Land ihrer Vorfahren erwachte in ihr, als sie 1976 das erste Mal Verwandte in der DDR besuchte. 1993 gelang es ihr schließlich, dauerhaft in ihre „Seelenheimat“ Deutschland zu immigrieren. Wie sie ihre Einwanderung erlebte, schildert Lena Kelm in ihrem Essay: „Berlin, mein Schicksal“, aus dem wir hier den Anfang wiedergeben.

„Diese meine persönliche Geschichte, die vor knapp 25 Jahren begann, bedeutete für mich einen Schicksalsumbruch, den Beginn eines zweiten Lebens. 1993, um genauer zu sein am 19. Januar 1993, startete vom Moskauer Aeroport Scheremetjewo eine Lufthansa-Maschine mit dem Ziel BRD, mit russlanddeutschen Passagieren an Bord, darunter meine kleine Familie: meine Mutter, meine Zwillingstöchter und ich – ein Dreigenerationen-Quartett. Mein Vater fehlte. Mein Vater, der Russisch fehlerhaft sprach, die Schrift kaum lesen konnte, der sich deutscher als jeder Deutsche fühlte und das Deutschtum in unserem Hause pflegte, erlebte die Umsiedlung in das langersehnte Land seiner Ahnen nicht. Er verstarb während der zweieinhalb Jahre Wartezeit auf die Einreisegenehmigung. Meine Mutter, die mit achtzig zum ersten Mal im Leben ein Flugzeug bestieg, fühlte sich sichtlich wohl. Die Augen, gütig und weise wie immer, glänzten, leuchteten von innen. Ich glaubte darin die Ausstrahlung unheimlicher Vorfreude auf Deutschland zu erkennen. Einige Monate später erfuhr ich,

dass dahinter noch mehr steckte. Meine Mutter schrieb in ihren 'Erinnerungen': 'Erst hier in Deutschland fürchte ich mich nach vielen Jahren nicht mehr vor Polizisten.' Nach fast 80 Jahren ständiger Angst flog meine Mutter der Freiheit entgegen.

Glücklich, fast euphorisch fühlte ich mich. Ich flog in das Land meiner geliebten Muttersprache, in dem meine große Familie lebte, die ich in den Siebzigern kennen- und lieben gelernt hatte. Und ich muss zugeben, dass ich irrtümlicher Weise wie alle meine ehemaligen Landsleute glaubte, die einheimischen Deutschen empfingen uns mit Umarmungen wie Verwandte. (...)

In der ersten Aufnahmeeinrichtung – ich weigere mich diese als Lager zu bezeichnen – einem Hotel an der Nordsee in Schönberg nahe Kiel, hielten wir uns nicht lange auf. Die meisten Spätaussiedler warteten hier Monate auf Entscheidungen, Registrierung und Weiterleitung. Auf 13 Etagen waren Menschen in nach Hotelstandard komfortabel eingerichteten Zimmern mit Bad und WC untergebracht und wurden mit drei Mahlzeiten in der großen Halle des Erdgeschosses versorgt.

Die für uns zuständige Bearbeiterin – sehr sachlich und distanziert, nach der Feststellung unserer Deutschkenntnisse immer freundlicher blickend – verkündete am zweiten Tag unseres Aufenthaltes: 'Übermorgen fahren sie nach Berlin. Das ist ihr Bestimmungsort.' Ich fragte völlig überrumpelt: 'Müssen wir? Eigentlich wollten wir nach Mecklenburg-Vorpommern zu unserer Familie.' 'Nein, sehen Sie selbst, im Computer steht es: Berlin.' Als die auf mich reserviert-bürokratisch wirkende Dame meinen überraschten Blick registrierte, schlug sie einen wohlwollenden Berater-Ton an: 'Was wollen Sie in Mecklenburg-Vorpommern? Die Töchter müssen studieren, Sie arbeiten. Das Bundesland bietet Ihnen absolut keine Chancen. Sie fahren nach Berlin. Da werden sie erst polizeilich angemeldet, bekommen ihre Ausweise, Anmeldung beim Arbeitsamt, erfüllen eben alle nötigen Formalitäten.' 'Und danach können wir zu unseren lieben Verwandten

ziehen', beschloss ich im Stillen ohne zu widersprechen. Ich war es gewohnt, Anweisungen zu folgen. Im Nachhinein sollte sich herausstellen, dass es womöglich doch eine der besten Anweisungen in meinem Leben war.

Am fünften Tag nach der Ankunft in Deutschland brachte uns ein Zug von Hamburg nach Berlin. Die Hauptstadt empfing uns mit wolkenbedecktem, grauem Himmel, der Niederschlag androhte, mit frischem Ostwind und kalter Luft. Dadurch fühlten wir uns umso verloren in der Bahnhofshalle am Zoo. Ich schaute in die vier Umschläge, die jede von uns in die Hand gedrückt bekommen hatte, fand aber keine weiteren Angaben außer denen zur Person und der Adresse Marienfelder Allee 66-80, wo wir uns noch am selben Tag zu melden hatten. (...) Ich fragte zuerst einige Passanten nach dem Weg bis Marienfelde, bekam anstatt einer Antwort entweder ein Murmeln oder Schulterzucken. Wahrscheinlich hatten es alle eilig, oder wir kamen ihnen so exotisch und wildfremd vor (...). Danach zogen ich und mein Trio im Schlepptau mit unserem Gepäck zur Information.

Die kleine, unscheinbare Dame etwa Mitte vierzig stand hinter dem Tresen mit dem Profil zu uns und unterhielt sich mit einem Herrn. Die Mitarbeiterin trug eine Uniform, was sie leider nicht veranlasste, sich zu mir als Fragestellerin umzudrehen und zu antworten. Sie nahm mich mit dem Seitenblick wahr, näherte sich uns nicht, änderte auch ihre Position während der folgenden Antwort nicht. Sie warf mir die Worte einfach über die Schulter zu: 'Da kommen sie zu Fuß hin, ist nicht weit.' (...) Mindestens hat die Info-Dame mit einer anschließenden lässigen Bewegung die Richtung angegeben, wofür ich ihr dankbar war.

Wir liefen und liefen und liefen – keine Marienfelder Allee in Sicht. Das Wetter schlug um, es begann zu nieseln und zu schneien. Meine Mutter war am Ende mit ihren Kräften. Ich traute mich, eine Frau zu fragen. Die Gute meinte, die Marienfelder Allee liege weit von hier, die erreichen wir nicht zu Fuß. Meine

Tochter meldete sich zu Wort: 'Mama, jetzt reicht es, nimm bitte ein Taxi, egal, was es kostet.' Sie wusste, wir hatten einfach zu wenig Geld, um uns diesen Luxus zu gönnen. Ich sah auch ein, wir kommen so nicht weiter. Mit Mühe erreichten wir den Wittenbergplatz. Da stiegen wir in das Taxi und unternahmen die erste Taxi-Fahrt durch Berlin. Vergessen war das Geld. Erschöpft aber neugierig verfolgten wir das Treiben auf den vorbeiziehenden Straßen wie im ausländischen Film. Die Autos wie neu vom Stapel, die Menschen in bunter Kleidung, nicht ver mummt in dicken Pelzen und Mützen, die großen Schaufenster völlig ungewohnt und verlockend, auch beängstigend. Die beeindruckende Architektur, keine hohen Betonklötze, irgendwann kleinere Einfamilienhäuser mit Vorgärten und viel Grün trotz der Winterzeit. Berlin war viel schöner und faszinierender als ich es in den Filmen gesehen, als ich es im Ostteil für ein paar Tage während der Urlaube in der DDR erlebt hatte. Übrigens fühlte ich mich auch da wie im Märchen im Vergleich zu Kasachstan. Vergleichen hilft zu lernen und zu verstehen.

In Marienfelde hatten wir wiederum ein kleines Zimmer für uns mit frischer Bettwäsche, wenn auch Doppelbetten und eine kleine Küchenzeile. Ich fühlte mich willkommen und dankbar. Die Zeit vom 25. Januar bis 1. Februar verlief im Nu. Jeden Tag außer Sonntag Behördengänge, Ausfüllen von Papieren, meist am Abend. Ich sah darin keine Bürokratie und auch keine Belastung. Es war unumgänglich infolge der Umsiedelung aus dem Ausland. Dank der Sprache fiel es mir nicht schwer. Vieles ist inzwischen verblasst, vergessen, aber ein Vorfall blieb in meiner Erinnerung. Wir saßen vor der Tür der in Marienfelde eingerichteten Arbeitsamt-Beratungsstelle, als eine männliche Stimme aufrief: 'Familie Kelm bitte!' Da meine Töchter etwas abseits standen, rief meine Mutter ihnen zu: 'Mariechen, Nettchen, kommt!' Als wir das Zimmer betraten, lachte der Beamte schallend: 'Nein, so etwas habe ich noch nicht erlebt! Da kommen Ninas, Tanjas und Nataschas. Zum ersten Mal höre ich deutsche

Namen und dazu noch das niedliche 'chen' dazu! Toll! Ich fand den Mann toll. Ich war stolz und dankbar. Dankbar blieb ich bis heute und bleibe es bis ans Ende meiner Tage für die Aufnahme in diesem Land, für jedes positive Erlebnis einzeln. Selbstverständlich litt mein Gefühl des Willkommenseins ab und zu erhebliche Brüche. Die Dankbarkeit überwog indessen stets.“

Welche weiteren Erfahrungen Lena Kelm in Berlin machte und wie es ihr heute in der neuen alten Heimat geht, werden wir im Laufe unseres Projektes ergründen.

„Oral History“ – Zeitgeschehen aus privater Perspektive

Von Dr. Renate Degner

Die 10. Oral-History-Konferenz am 5./6.5.2022 online ¹⁾ gab mir durch diverse Vorträge Anregungen für einen ZZ-Artikel. Einige von Ihnen werden selber schon mal einem Interviewer ihre persönliche Lebensgeschichte erzählt haben; andere überlegen es sich vielleicht oder wollen Angehörige nicht nur oberflächlich befragen.

Für all jene Menschen, die Themen über „oral history“ erforschen – im privaten, politischen, wissenschaftlichen Interesse – könnte Nachfolgendes interessant sein.

Jede Zeit hat ihre Besonderheit: nicht nur die vergangene, sondern auch die Gegenwart, in der gefragt wird. Heute z.B. einen Ostberliner nach den Erfahrungen des Mauerfalls '89 zu fragen, wird andere, detailreichere, reflektiertere Antworten ergeben als vor 20 Jahren. „Verschiedene Erinnerungslandschaften“ nennt M. John ²⁾ die Besonderheit, aus der heraus wir Vergangenes sprachlich reproduzieren.

Auch sind Ereignisse über verschiedene „Gedächtnisse“ zugänglich. Weniger über das Zahlengedächtnis, eher über Situationen oder Konflikte, die emotional bedeutsam waren. Oder über Materielles wie Fotos, Urkun-

den oder Gegenstände. Sie kennen es sicherlich, wenn Sie über ein zufällig gehörtes Lied oder die Nennung ihres Kindernamens plötzlich eintauchen in eine frühere Episode ihres Lebens.

So werden über Reize vielerart Gefühle und Gedanken angestoßen, die aber auch im negativen Sinn traumatisches Erleben „triggern“ können.

Deswegen gehört zu den wesentlichen Interviewer-Fähigkeiten, konstruktive Beziehungen gestalten zu können, Gesprächstechniken erlernt zu haben und über Basiswissen zur Sitzungsgestaltung zu verfügen. In der Regel, so auch bei der ZeitZeugenBörse, werden biografisch-narrative halbstandardisierte Interviews geführt mit viel Freiraum für die erzählende Person und einem professionellen Fragehintergrund des /der Befragenden. - Wie wirkt sich das aus? Etwa, indem die Rahmenbedingungen so befriedigend sind, dass die ZeitzeugInnen genügend Vertrauen haben und sich sicher genug fühlen, aus ihrer Vergangenheit zu erzählen. Dazu gehört, sich vorher miteinander vertraut zu machen, den ‚richtigen‘ Ort zu wählen, nachbetreuende Gespräche anzubieten.

Auch der Umgang mit dem Anderssein und dessen Einfluss auf die Gesprächsinhalte spielt eine Rolle. Der Generationenunterschied von ZeitzeugIn und BefragerIn kann sich sowohl positiv (Neugier aufeinander), als auch negativ (Informationen werden zurückgehalten) auswirken. In Interviews ist es wichtig zu tolerieren, dass ZeitzeugInnen manche Fragen nicht direkt beantworten oder gar nicht darauf eingehen wollen. Andererseits lassen sich Antworthindernisse auch umgehen, etwa indem mit anderer Wortwahl gefragt wird. Die innere Einstellung der Befragten mag auch mal distanzierter sein, mal intensiv wiedererlebend.

Wenn diese Interviews als Tonaufnahmen später nur verschriftlicht werden, fallen diese Informationsquellen weg. Wenn sie mit eingehen ins Transkribieren, belebt sich eine andere Welt, die voller kleiner geheimer Aus-

sagen steckt: Widersprüche in Wort und Tonlage (Gefühle werden zurückgehalten), ‚Schutzbehauptungen‘, die man aus der Stimmlage entnehmen könnte etc. - Wenn mit Video oder Zoom-Aufnahmen befragt wird, spricht der Körper eine eigene Sprache. Wir kennen das aus der Alltagswelt: wir äußern einen Wunsch, der Andere stimmt verbal zu, aber sein Blick und die Körperhaltung sagen: Mist, hab gar keine Lust dazu. - Bei der Auswertung der Zeitzeugen-Interviews wird dies eine geringe Rolle spielen, da es mehr um geschichtliche Fakten geht, die über persönliche Erfahrungen ‚hautnah‘ transportiert werden als Theoriewissen aus Geschichtsbüchern.

Zur Motivation derjenigen, die ihr persönliches Wissen zu einem bestimmten geschichtlichen Thema weitergeben wollen: Da ist zum einen der Wunsch, Erfahrung an Jüngere weiter zu geben (etwa Überlebensstrategien von Frauen aus Neuengamme). Oder auch über das lebensgeschichtliche Erinnern, diese Erfahrungen wach zu halten. Bei vielen Opfern (etwa aus DDR-Kinderheimen) liegt ein starkes Bedürfnis nach Offenbarung der Wahrheit vor. Oder der Wunsch, Gerechtigkeit vom Staat zu erkämpfen über finanzielle Entschädigung (KZ-Opfer).

Über einen multiperspektivischen Ansatz (d.h. mehrere Personen oder Fakten zum gleichen Thema) wird so ein historisches Wissen hergestellt, das umfassender und komplexer in die Geschichtsbücher eingehen kann als Einzelwissen von Fachwissenschaftlern (das natürlich seine Berechtigung hat). Dazu gehört auch, Interviews zu archivieren, d.h. für spätere Generationen zu erhalten. Bei der Konferenz wurde ein digitales Archiv „Pilot“ vorgestellt (www.oral-history.digital). Es ist eine Rechercheplattform für wissenschaftliche Sammlungen von audiovisuell aufgezeichneten narrativen Interviews. Es unterstützt Institutionen u.a. bei der Erschließung und Auswertung von Zeitzeugen-Interviews (etwa über Karten und Metadaten wie ‚Geschlecht‘ oder ‚Sprache‘). Zugang nur für ausgewählte Personen und wohl auch nicht kostenfrei.

Archivieren ist ein wichtiges Thema der ZeitZeugenBörse, die 26 Video-Interviews auf die Website gestellt hat. Dort wird auch seit kurzem das neue Projekt detailliert vorgestellt zu ZeitzeugInnen mit Migrationsgeschichte. Es werden noch MigrantInnen „der 1. Stunde“ gesucht, die ihre Berliner Lebenserfahrung weitergeben möchten. Wenn Sie selber interessiert sind oder jemanden kennen, mailen Sie doch (christin.sommerfeld@zeitzeugenboerse.de) oder rufen uns an (030-44046378).

- 1) 10. Treffen des Netzwerks Oral History. Ausgerichtet von: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung; Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Hamburg.
- 2) Michael John. Aus Vortrag: Kinder- und Jugendheime in Österreich 1950-2000

Mit dem Freibad Pankow zum Landessieg Von unserer Zeitzeugin Helga Deglmann und der Preisträgerin Emilia Hasse

Es war im Herbst 2020, als mich mein ehemaliger Rundfunkschulkommilitone Arno Kiehl anrief. Er arbeitet – so wie ich – bei der ZeitZeugenBörse Berlin mit und stellte mir eine etwas ungewöhnliche Frage: „Weißt du vielleicht mehr als ich über den Bau des Freibads Pankow? Es entstand in den 1950er Jahren im NAW.“

Klar, das wusste ich, Freibad Pankow und das Nationale Aufbauwerk – das gehörte einfach zusammen. Aber ich bin nicht so eine Wasserratte, dass dieses Freibad unbedingt zu meinem Leben gehört. Doch dann überlegte ich: Durch meine langjährige Arbeit als Radiojournalistin und nachfolgende ehrenamtliche Tätigkeit kenne ich sehr viele auskunftsfreudige Leute sowie Museen und Archive, wo bestimmt Material zu bekommen ist.

Also übernahm ich den Auftrag von der ZeitZeugenBörse und war gespannt auf die junge Pankowerin Emilia Hasse, die zu die-

sem Zeitpunkt als Abiturientin am Max-Delbrück-Gymnasium auf der Suche nach Zeitzeugenunterstützung war. Damals ahnte ich noch nicht, wie mutig und zielstrebig diese junge Frau an die große Aufgabe gehen wird. Und wie schwierig Corona alles machen kann.

Da Emilia zurzeit eine neue, verantwortungsvolle Aufgabe bewältigt – sie leistet in Frankreich soziale Arbeit in einem internationalen Freiwilligendienst – schrieb sie aus Nantes ihre Erinnerungen an unsere gemeinsame Arbeit auf: Erinnerungen an die Recherchen für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2020 / 2021.

Vor etwas über einem Jahr, am 06.01.2021, um genau zu sein, habe ich meinen Laptop zugeklappt und erst einmal tief durchgeatmet. Meine schriftliche Ausarbeitung zum Bau des Freibads in Pankow war gedruckt und die CD mit der Kurzdokumentation gebrannt. Alles was noch zu tun war: die komplette Ausarbeitung zur Benotung bei der Schule einzureichen, als Präsentation bei der Abiturprüfung.



Freibad Pankow

Foto: Archiv Pankow

Danach hörte ich lange Zeit nichts davon, bis dann am 04.06.2021 die E-Mail kam, ich habe mit meiner Arbeit den Landessieg beim Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten geholt. All das wäre nicht möglich gewesen ohne die ausdauernde und umfangreiche Hilfe von Frau Helga Deglmann. Sie hat mir

nicht nur dabei geholfen, Quellen zu beschaffen und dafür auch Bücher aus ihrer privaten Sammlung bereitgestellt, sondern mir auch den Kontakt zu allen meinen Zeitzeugen vermittelt. Den Kontakt zu Frau Deglmann hat mir wiederum die ZeitZeugenBörse vermittelt.

Vielleicht sollte ich noch kurz erklären, was genau der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten ist. Der Wettbewerb findet alle zwei Jahre statt und wird von der Körber-Stiftung ausgerichtet. Es wird ein grobes Thema vorgegeben, zu dem die Teilnehmenden dann forschen können. Die einzige Bedingung ist, dass die Ausarbeitung etwas mit der Familiengeschichte oder dem Wohnort der Teilnehmenden zu tun hat. Das Thema für 2020/21 war „Bewegte Zeiten. Sport macht Gesellschaft“.

Der Wettbewerb läuft vom 01. September bis Ende Februar. Da ich jedoch im Rahmen meines Abiturs an dem Wettbewerb teilnahm, hatte ich nur bis zum 6. Januar 2021 Zeit, meine Ausarbeitung zu beenden und einzureichen.

Aufgrund privater Umstände habe ich mich erst Mitte November auf mein endgültiges Thema, den Bau des Freibads Pankow, festgelegt. Zu dem Zeitpunkt waren jedoch alle Archive bereits wegen der hohen Infektionszahlen geschlossen, womit ich keinerlei Zugriff auf die im Archiv liegenden Zeitungsartikel hatte.

Bei meiner Suche nach digitalen Quellen fand ich leider nur sehr wenig, dafür stieß ich auf die Website der ZeitZeugenBörse Berlin e. V. Am 11. November schrieb ich dann eine E-Mail, in der ich das grobe Thema meiner Ausarbeitung erläuterte mit der Frage, ob die Zeitzeugenbörse Kontakt zu Personen habe, die bei dem Bau des Freibads mithalfen.

Die ZeitZeugenBörse gab mir dann die Kontaktdaten von Frau Deglmann, die zwar nicht bei dem Bau des Freibads dabei war, jedoch zahlreiche Personen kennt, die entweder selbst beim Bau mitgeholfen hatten, sich an

die Zeit der Spendensammlung erinnern oder aber Textquellen besitzen. Dies ermöglichte mir meinen Wettbewerbsbeitrag zu erstellen, da ich nun ausreichend Quellen zur Verfügung hatte. Dazu hat mir Frau Boehnisch vom Museum Pankow freundlicherweise noch Bildquellen digital angeboten.

Mit all dem machte ich mich nun an die Arbeit und begann meine Zeitzeugen zu interviewen, jedoch nur am Telefon, da etwas anderes aufgrund der Corona-Infektionslage nicht möglich war.

Frau Deglmann hatte mir über den ehemaligen Lehrer Arved Steinhausen den Kontakt zu Herrn Marohn und Herrn Kondmann vermittelt, die als Schüler beim Bau mithalfen. Dazu konnte ich über Frau Deglmann sogar mit dem hochbetagten Herrn Steinhausen in Kontakt treten, der mir freundlicherweise einen Brief geschrieben hat mit seinen Erinnerungen an die Eröffnungsfeier des Freibads im Juli 1960. Leider erlebte Herr Steinhausen meinen Landessieg nicht mehr. Er starb im Alter von 92 Jahren.

Über Frau Deglmann bekam ich auch die Kontaktdaten von Herrn Tulatz, der mir von seinen Erinnerungen an die Spendensammlung für das Freibad erzählte. Außerdem hatte ich die Möglichkeit, mit Frau Deus von der Alten Bäckerei in der Pankower Wollankstraße und mit Frau Mach vom Freundeskreis der Chronik Pankow zu sprechen, die mir freundlicherweise Bild- und Textquellen bereitstellten. Herr Bröer, ebenfalls vom Freundeskreis im Brosehaus, stellte mir außerdem noch eine Datei mit einem eingescannten Fotoalbum über den Bau des Freibads zur Verfügung.

Wie zu sehen ist, wäre es mir nicht möglich gewesen, an dem Wettbewerb teilzunehmen, wenn ich die Zeitzeugen nicht gehabt hätte, und diese hätte ich ohne Frau Deglmann nicht kennengelernt. Dementsprechend bin ich der ZeitZeugenBörse Berlin e.V. sehr dankbar, dass sie mir den Kontakt zu Frau Deglmann herstellte und ihr kann ich für ihre tatkräftige Unterstützung nicht genug danken.

In eigener Sache

🌸🌸🌸🌸🌸 Gratulationen 🌸🌸🌸🌸🌸

Wir gratulieren allen im Juni und Juli geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern

Juni

01.06. Margot Sharma, 02.06. Gerda Kanzleiter, 04.06. Eva Geffers, 07.06. Helga Lade, 07.06. Lutz Baumann, 09.06. Ingrid Diedrichsen, 10.06. Lutz Rackow, 11.06. Rolf Triesch, 11.06. Jürgen Kussatz, 12.06. Rudolf Golkowsky, 13.06. Edith Kiesewetter-Giese, 19.06., Ursula Körber, 24.06. Erika Schallert, 25.06. Ingrid Taegner

Juli

03.07. Georg Rückriem, 07.07. Jürgen Kirschning, 09.07. Boris Franzke, 10.07. Arno Kiel, 11.07. Brigitte Sommer, 12.07. Lena Kelm, 16.07. Dagmar Behrendt, 16.07. Martin Blath, 17.07. Andreas Vargas, 21.07. Herbert Wargenau, 22.07. Markus Eglin, 23.07. Christa Ronke, 28.07. Ditha Brickwell, 31.07. Meinhard Schröder

Ankündigungen

HALBKREIS am 4.7.22 um 17 Uhr

Ein Leben voller Veränderungen

Doris Starford, 1944 geboren in Berlin-Spandau während eines britischen Bombenangriffs, wuchs in Westberlin auf. Ein Leben, das von der politischen Situation stark beeinflusst wurde. Nach Abschluss der Schulausbildung die große Frage und Qual der Entscheidung: wie soll das Leben weitergehen und wohin soll es führen?

Nach Abschluss der Ausbildung im Technischen Bereich, der erste nicht vorhersehbare Wechsel: Heirat und Umzug nach Großbritannien 1964, zu einem Zeitpunkt, als der Krieg erst knapp 20 Jahre vorbei war. Dies bedeutete sich mit Regeln und Verhaltensweisen einer doch fremden Kultur vertraut zu machen

Nach einer ursprünglich nur für kurze Zeit vorgesehenen Rückkehr nach Westberlin 1974 berufliche Neuorientierung an der sich noch in der Umstrukturierungsphase zur Gremienuniversität befindliche FU Berlin.

Justiz in der DDR

Karl-Heinz Baer, Jg. 1952, war von 1979 bis 1986 Richter am Kreisgericht Dresden. Er wird über sein Arbeitsfeld berichten und Strukturen in der Justiz in Ost und West vergleichend beschreiben.

Moderation: Eva Geffers

Ort: Wein & Vinos GmbH, Hardenbergstr. 9a, Dachgeschoss, mit Fahrstuhl ,10623 Berlin
Verkehrsverbindung: U-Ernst-Reuter-Platz

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
V.i.S.d.P: Jens Spletstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und
Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales